

Aus:

GEERT LOVINK

Das halbwegs Soziale

Eine Kritik der Vernetzungskultur

(übersetzt aus dem Englischen von Andreas Kallfelz)

September 2012, 240 Seiten, kart., 22,80 €, ISBN 978-3-8376-1957-7

Während die meisten Facebook-User noch mit Freund-Werden, »Liken« und Kommentieren beschäftigt sind, ist es an der Zeit, auch die Konsequenzen unserer informationsübersättigten Lebensweise zu betrachten. Warum machen wir so fleißig bei den sozialen Netzwerken mit? Und wie hängt unsere Fixierung auf Identität und Selbstmanagement mit der Fragmentierung und Datenflut in der Online-Kultur zusammen?

Mit seinen Studien zu Suchmaschinen, Online-Videos, Blogging, digitalem Radio, Medienaktivismus und WikiLeaks dringt Lovink in neue Theoriefelder vor und formuliert eine klare Botschaft: Wir müssen unsere kritischen Fähigkeiten nutzen und auf das technologische Design und Arbeitsfeld Einfluss nehmen, sonst werden wir in der digitalen Wolke verschwinden.

Geert Lovink (PhD), niederländisch-australischer Medientheoretiker, Internetaktivist und Netzkritiker, ist Leiter des Institute of Network Cultures an der Hochschule von Amsterdam, Associate Professor für Media Studies an der Universität Amsterdam und Professor für Medientheorie an der European Graduate School.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1957/ts1957.php

Inhalt

Danksagungen | 7

Einleitung: Ein letzter Blick auf das Web 2.0 | 9

Psychopathologie der Informationsüberflutung | 37

Facebook, Anonymität und die Krise des multiplen Selbst | 53

Traktat über die Kommentarkultur | 69

Abhandlung der Internetkritik | 87

Medienwissenschaften: Diagnose einer gescheiterten Fusion | 103

Bloggen nach dem Hype: Deutschland, Frankreich, Irak | 125

Das Radio nach dem Radio: Von Piraten- zu Internet-Experimenten | 157

Online-Videoästhetik oder die Kunst des Datenbankenschauens | 171

Die Gesellschaft der Suche: Fragen oder Googeln | 185

Die Organisation von Netzwerken in Kultur und Politik | 199

Technopolitik mit WikiLeaks | 221

Einleitung: Ein letzter Blick auf das Web 2.0

»Die Einleitung ist vorbei,
das Kapitel fängt an..«
Johan Sjerpstra

Einst hat das Internet die Welt verändert; jetzt verändert die Welt das Internet. Seine Einführungsphase ist längst vorbei, und die belanglose Web-2.0-Saga ist an ihr Ende gelangt. Plötzlich findet sich das partizipatorische Publikum in einer Situation voller Spannung und Konflikt – eine unerfreuliche Lage für die pragmatistische Klasse, die die Entwicklung des Internets seit Beginn in der Hand hatte. Die Kritik an Google und an Facebooks Umgang mit der Privatsphäre nimmt zu. Die Kämpfe um Netzneutralität und WikiLeaks zeigen, dass die reibungslosen Tage der Führung durch diverse Interessengruppen – einer lockeren Allianz von Firmen, NGOs und Ingenieuren, die die Staatsvertreter und Telekoms der alten Schule in Schach hielten, insbesondere bei den Weltgipfel-Treffen zur Informationsgesellschaft – vorbei sind. Wieder ist eine Blase geplatzt, diesmal jedoch durch den Zusammenbruch des libertären Konsensmodells. Internetregulierer, denen es primär um die Geschäftswelt und die Verhinderung staatlicher Eingriffe ging, sind auf dem Rückzug. Während die Gesellschaft deren sorglose Ethik ablehnt, verflüchtigt sich auch die Idee des Internets als einer einzigartigen, von Regulierungen ausgenommenen Sphäre. Der Moment der Entscheidung rückt näher: Auf welcher Seite stehst du?

Lange hat man geglaubt, dass das Internet als verteilte Many-to-many-Kommunikations-Infrastruktur die Asymmetrie der klassischen Breitband-Medien – und sogar der repräsentativen Demokratie selbst – überwinden würde. Die Antriebskraft der Vielen würde die rostigen Institutionen Stück für Stück auflösen. Anfangs schien es auch viele bekannte Defizite der alten »öffentlichen Sphäre« beheben zu können, und die frühen Untersuchungen zu online entstehenden Formen des öffentlichen Diskurses waren noch stark von dieser scheintoten Tradition geprägt. Plattformen wie Blogs, Diskussionsforen und partizipatorische, den »Bürgerjournalismus« befördernde Nachrichten-Websites wurden als neue Front der freien Rede betrachtet, wo jeder, der eine Internetverbindung besaß, an der politischen Kommunikation teilnehmen konnte. So viel zur kriti-

schen Vorstellungskraft. Es ist immer möglich, solche Ansprüche zu erheben, aber das Internet ist nicht in ein Vakuum getreten. Einige Kritiker haben die Idee, dass der öffentliche Diskurs auf Online-Foren und Blogs die »demokratische Partizipation« erhöht, inzwischen widerlegt. Partizipation woran? An Online-Petitionen, mag sein. Aber entscheidungsrelevant? Viele Blognutzer entsprechen den hohen Idealen nicht, sondern pflegen nur eine Kultur des »beteiligungslosen Engagements«. Jodi Dean behauptet, dass sich eine neue Form des »kommunikativen Kapitalismus« herausgebildet hat, in der der Diskurs zwar mehr Raum einnimmt, aber überhaupt keine echte politische Macht hat.¹ Zudem neigen Online-Diskussionen auch dazu, weniger ein neues öffentliches Engagement zu beleben als in »Echo-Kammern« auszuweichen, in denen Gruppen von Gleichgesinnten, bewusst oder nicht, sich der Debatte mit ihren kulturellen oder politischen Widersachern entziehen.

Die Gesellschaft hat mit dem Internet gleichgezogen und die Technoträume vom Cyberspace als einer parallelen künstlichen Realität zerplatzen lassen. Als Oliver Burkeman vom *Guardian* 2011 das South by Southwest Festival (SXSW) besuchte, bemerkte er auf einmal überrascht, »[...] dass das Internet vorbei ist. Für Außenstehende ist genau das das große Hindernis, zu verstehen, wohin sich die Technologiekultur entwickelt: dass es bei ihr zunehmend um alles geht.«² Anders gesagt, das Internet als Projekt mit einem eigenständigen Satz an Protokollen, losgelöst von unserem übrigen Leben mit seinen ganzen Konflikten und ambivalenten Verhältnissen, hat seinen Sinn und Zweck verloren. Wenn Kinder heute schon mit vier Jahren online sind, muss man nicht mehr erklären, wie Computernetze funktionieren. Aber wie kann ein Medium, das so akzeptiert und vereinnahmt wird, solche Reibungen erzeugen? Die neuen Medien haben endgültig ihre Einführungsphase hinter sich, trotzdem geraten sie weiterhin mit den existierenden sozialen und politischen Strukturen in Konflikt, wenn zum Beispiel Firmen oder traditionelle Wissensinstitutionen sich mit den umwälzenden Auswirkungen der Vernetzung konfrontiert sehen. Während die Einführung von Computernetzen im letzten Jahrzehnt zu drastischen Veränderungen bei Geschäftsabläufen und Arbeitsprozessen geführt hat, bleiben die Vorgänge auf der Entscheidungsebene weiter in ihren alten hierarchischen Organisationsstrukturen gefangen. Man nehme nur den zentralisierten Informationsdienst Twitter: ein gutes PR-Instrument für Politiker, das aber nicht half, die politische Legitimationskrise abzuwenden oder die Politik überhaupt zu einer offeneren Auseinandersetzung zu bewegen. Durchläuft das Medium gerade seine Adoleszenzphase – und wird es dann am Ende einmal

1 | Jodi Dean, John W. Anderson, Geert Lovink (Hg.), *Reformatting Politics: Information Society and Global Civil Society*, New York: Routledge, 2006.

2 | Oliver Burkeman, »SXSW 2011: the internet is over«, in: *The Guardian*, 15. März 2011. www.guardian.co.uk/technology/2011/mar/15/sxsw-2011-internet-online

erwachsen werden? Oder wird die Webkultur, wie die meisten ihrer männlichen Akteure, im Stadium der ewigen Kindheit verharren?

Diese Studie betrachtet eine Internetkultur, die zwischen Selbstreferentialität und institutionellen Arrangements gefangen ist. Es hilft nicht mehr, sich über die Dysfunktionalitäten der Netzwerkgesellschaft in Bezug auf Nutzerfreundlichkeit, Zugang, Privatsphäre oder Copyright zu beklagen. Vielmehr muss man die heikle Verknüpfung zwischen einerseits der Verstärkung von Machtstrukturen durch das Internet und andererseits den parallelen – und zunehmend Einfluss gewinnenden – Welten, in denen die Kontrolle sich verflüchtigt, untersuchen. Ideologiekritik, verbunden mit moralischer Empörung über Machenschaften wie politische Zensur oder Kinderpornografie, greift zu kurz und wird zu schnell vom 24-Stunden-Nachrichtenspektakel eingeholt. Allzu oft münden Web-2.0-Debatten in bedächtige Abwägungen, was Journalismus leisten sollte, aber nicht schafft, wie man es auf dem Höhepunkt der Blog-Welle verfolgen konnte. Auch der Versuch, den Hype zu dekonstruieren und der übertrieben optimistischen Berichterstattung den Wind aus den Segeln zu nehmen, ist wirkungslos geblieben. Die Web-2.0-Kulturen sind ausgesprochen resistent gegen Manipulationen der öffentlichen Meinung. Sie haben abgeschlossene Online-Umgebungen geschaffen, in denen buchstäblich zig Millionen User arbeiten, abhängen, chatten und spielen, ohne sich darum zu kümmern, was Eltern, Lehrer, Kolumnisten oder sonstige Prominente über soziale Vernetzung zu sagen haben. Ob *Wall Street Journal*, *The Australian*, *Der Spiegel* oder *The Guardian*, hier lesen wir, was die großen Nachrichtenmärkte aus dem Internetphänomen machen, nicht, was tatsächlich in den Foren diskutiert und in Peer-to-Peer-Netzwerken ausgetauscht wird oder wie die Leute die Suchmaschinen nutzen.

In der Regel passen Netzwerkkulturen nicht ins System. Über Jahrzehnte haben Beratergurus nach »change« gerufen, aber als ein »perfect storm« wie WikiLeaks aufzog, zeigten die Technooptimisten plötzlich ein sichtliches Unbehagen. Wir erleben eine »deep penetration« der Netzwerktechnologien in die Gesellschaft, aber das Ergebnis ist nicht das, was der MBA-Club erwartet hatte. Warum? Dieser komplexe Prozess lässt sich nicht verstehen, indem man einfach die Zeichen der Zeit liest. Wir brauchen einen sechsten Sinn jenseits des Zeitgeists, für unerwartete Konfigurationen, die aus dem Nichts kommen und nach oben schießen wie ein G6-Privatjet. Netzräume sind Ereignisse ohne Verpflichtung, die man exzessiv auskostet, um anschließend unbeirrt weiterzuziehen, als ob nie eine Sucht bestanden hätte. Es macht keinen Sinn, aus der gebrochenen Selbstwahrnehmung der Digital Natives ein *Weltbild* abzuleiten. Wir sollten einfach damit aufhören, ständig die optimistischen Vorstellungen eines nie endenden Stroms von Start-ups, die auf TechnoCrunch an uns vorbeirasen, nachzubeten, sondern uns stattdessen mit den realen Konflikten auseinandersetzen, die aus der Situation der Vernetzung entstehen. Wollen wir vergeblich

auf die schmerzliche, perfekte Geschichte unseres betäubten Lebens auf Facebook warten? Wenn es nicht ein Roman werden soll, wonach suchen wir sonst?

EINE KURZE GESCHICHTE DES WEB 2.0

»Sozialität ist die Fähigkeit, mehrere Dinge gleichzeitig zu sein.«

G.H. Mead

Lasst uns ein für alle Mal mit dem Web 2.0 abschließen, bevor diese Episode ohnehin ausläuft. 2004 in Umlauf gebracht vom Verleger Tim O'Reilly, gab der Begriff »Web 2.0« der fast zum Erliegen gekommenen Start-up-Szene der amerikanischen Westküste das Signal, sich in der Folge des Dotcom-Crashes wieder neu zu formieren. Die Geschichte lautet etwa so: 1998 wurde die coole Cyberworld der Geeks, Künstler, Designer und Kleinunternehmer von den Anzugträgern überrollt: Managern und Buchhaltern, die hinter dem großen Geld her waren, das von Banken, Pensionsfonds und Risikokapitalfirmen bereitgestellt wurde. Auf dem Höhepunkt der Dotcom-Manie konzentrierte sich alle Aufmerksamkeit auf E-Commerce, laut propagiert als New Economy. Die Nutzer galten in erster Linie als potentielle Kunden und mussten überzeugt werden, Waren und Dienstleistungen online zu kaufen. Symbolischer Höhepunkt der Dotcom-Ära war die Fusion von AOL und Time Warner im Januar 2000. Das plötzliche Eindringen der Anzugträger versetzte der frühen Cyberkultur und anderen kreativen Enklaven einen schweren Schlag und führte zum verdienten Verlust ihrer Avantgardeposition. Als die New-Economy-Blase in einer Wolke von Skandalen und Pleiten im März 2000 zerplatzte, verließen die gehypten Dotcom-Entrepreneurs die Szene ebenso schnell, wie sie gekommen waren, die Aktien haben sich jedoch nie mehr ganz erholt.

Wir sollten das Web 2.0 als das behandeln, was es ist: eine Renaissance des Silicon Valley, das infolge der Finanzkrise 2000-01, der politischen Neuausrichtung im Zuge der Wahl G.W. Bushs, der Anschläge von 9/11 und der darauffolgenden Invasionen in Afghanistan und im Irak so gut wie verschwunden war. Wenn die Westküsten-Startups 2003 – als das Enron-WorldCom-Drama zum größten Teil überstanden war – ihre (globale) Marktmacht wiedergewinnen wollten, mussten sie ihre Ausrichtung verändern, von E-Commerce und schnellen, raffgierigen Börsengängen hin zu einer stärker »partizipatorischen Kultur« (Jenkins), in der die User (auch genannt Prosumer), und nicht die Risikokapitalisten und Banker, das letzte Wort haben. Mit der Übernahme der besten Startups durch große Marktteilnehmer wie Yahoo und auch NewsCorp trat das Geschäftsmodell des »Freien und Offenen« auf den Plan. Die unantastbare Haltung der Vergangenheit musste neu verpackt werden, und Silicon Valley fand

seine frische Inspiration vor allem in zwei Projekten: dem voller vitaler Energie steckenden Such-Startup Google und der sich rasant entwickelnden Blogszene, die sich auf Plattformen wie blogger.com, Blogspot und LiveJournal versammelte. Als ich Anfang 2003 in Sunnyvale war und an den verlassenen Büros von Silicon Graphics vorbeifuhr, lag die Situation offen zutage: Der einzige volle Parkplatz war der von Google.³

Googles Suchalgorithmus, der im späteren Kapitel »Gesellschaft der Suche« genauer betrachtet wird, wie auch David Winers Erfindung der RSS-Technologie (auf der die Blogs basieren) stammen aus den Jahren 1997-98, schafften es aber, sich dem Dotcom-Wahn zu entziehen, um als Doppelherz der Web-2.0-Welle wieder aufzutauchen. Während die Blogs den nicht-kommerziellen, selbstermächtigenden Aspekt individueller Positionen, die sich um einen Link gruppieren, verkörperten, entwickelte Google parasitäre Technologien, um die Inhalte Anderer auszubeuten, auch bekannt als »die Informationen der Welt zu organisieren«. Sogenannter »nutzergenerierter Content« erzeugt individuelle Profile, die an Werbekunden als direkte Marketingdaten verkauft werden können, und Google merkte schnell, wie so aus den ganzen frei fließenden Informationen im offenen Internet, von Amateurvideos bis zu Nachrichtenseiten, Gewinne zu generieren waren. Googles späten Börsengang im Jahr 2004, sechs Jahre nach seiner Gründung, kann man durchaus als symbolischen Einführungsakt des Web 2.0 sehen: eines umfassenden Baukastens von Web-Anwendungen, angetrieben von einem rapiden Zuwachs an Usern mit Breitbandzugang.

Das Web 2.0 zeichnet sich durch drei entscheidende Funktionen aus: Es ist einfach zu bedienen, es erleichtert den sozialen Austausch, und es gibt Usern über freie Publikations- und Produktionsplattformen die Möglichkeit, Inhalte jeglicher Art, seien es Bilder, Videos oder Texte, ins Netz zu stellen. Suchen und Teilen: Die Nutzer selbst geben die Empfehlungen, nicht mehr die Professionellen. Die darauf erfolgte Ausrichtung, Gewinne aus den freien, usergenerierten Inhalten zu ziehen, kann insofern als unmittelbare Antwort auf den Dotcom-Crash gelten. Die Killer-Anwendungen basierten nicht auf direkten finanziellen Transaktionen (E-Commerce), sondern auf personalisierten Anzeigen, die indirekte Informationen lieferten, und auf der Datenanalyse demografisch signifikanter Nutzerprofile, die an Dritte verkauft wurden. Die Firmen machen ihre Profite also nicht mehr auf der Ebene der Produktion, sondern durch die Kontrolle der Verteilungswege, wobei die Nutzer gar nicht registriert, wie ihre unbezahlte Arbeit und ihr Online-Sozialleben von Apple, Amazon, eBay und Google, den größten Gewinnern in diesem Spiel, zu Geld gemacht wird. Nun, da der IT-Sektor die Medienindustrie übernimmt, erscheint der Kult des Freien

3 | <http://techcrunch.com/2009/02/21/andreessen-in-realtime/> und www.roughtype.com/archives/2009/02/the_free_arts_a.php

und Offenen nur noch als ironische Rache am E-Commerce-Wahn, der das Internet fast ruiniert hätte.

Eine andere Konsequenz des Web 2.0 ist, dass die Nachrichtenmedien heute bestenfalls noch sekundäre Quellen sind. Dies ist eine ironische Umkehrung von Habermas' Beschreibung des Internets als informeller öffentlicher Sphäre, die der höheren Autorität der etablierten Anbieter wie Verlagen, Zeitungen und Kulturzeitschriften unterliegt.⁴ Letzten Endes ist Habermas' Paradigma aber nichts anderes als ein moralisches Urteil, wie die Welt funktionieren sollte, während für die meisten Jüngeren die »alten Medien« ihre Berechtigung schon lange verloren haben. Doch beide Positionen scheinen absolut gültig zu sein – Netzwerke sind ebenso mächtig, wie sie auch Macht auflösen. Das Internet kann »sekundär« und gleichzeitig dominant sein: Whirlpool-Dialektik. Genau dies ist der Grund, weshalb »führende« Intellektuelle die gegenwärtigen Transformationen weiterhin nicht wahrnehmen. Die ältere Generation liest ihre Tageszeitungen, sitzt vor ihrem Fernseher, schaut sich ihre Lieblings-Talkshows an und fragt sich, was die ganze Aufregung eigentlich soll; ist da wirklich irgendwas dramatisch an all diesen unsichtbaren Veränderungen? Nur ein paar Meinungsführer haben den Mut, ihre Abneigung gegenüber dem ganzen nutzlosen Twittern und Chatten öffentlich zum Ausdruck zu bringen.

Inzwischen: willkommen im Sozialen. Heutzutage ist das Soziale ein Ausstattungsmerkmal. Es ist kein Problem mehr (das »soziale Problem«, wie es das 19. und 20. Jahrhundert beherrschte) oder ein gesellschaftlicher Sektor, der der Fürsorge andersartiger, kranker oder alter Menschen gewidmet ist. Bis vor kurzem war es undenkbar, eine nicht-moralische Definition des Sozialen zu gebrauchen. Das Soziale war entweder ein Ideal, dem man sich in lebenslanger Hingabe verschrieb, eine Religion, die Millionen eine gesicherte Identität verschaffte, oder eine Schreckensvision: die Invasion der Anderen, die es auf unsere Ersparnisse und Besitztümer abgesehen hatten. Nun ist die Bestie geähmt worden. In der langen Nachkriegszeit zwischen 1945 und 1989 wurde das Soziale neutralisiert und kommt im 21. Jahrhundert als Spezialeffekt technologischer Abläufe zurück, eingelassen in Protokolle und von der Gemeinschaft abgetrennt. Das Soziale hat seine geheimnisvolle potentielle Energie verloren, um plötzlich über die Straße hereinzubrechen und die Macht zu übernehmen. Wir mögen uns von katholischen oder Gramsci'schen Bildern gewöhnlicher Leute, die sich auf Plätzen versammeln und ihre Einigkeit feiern, bewegen lassen, aber diese Empfindung ist von kurzer Dauer und kann das ungute Gefühl nicht verdrängen, dass die Gesellschaft, wie Margaret Thatcher richtig feststellte, nicht mehr existiert. Schiebt die Schuld auf Neoliberalismus, Individualismus,

4 | Siehe seine Vorlesung im März 2006 in Wien, in der Habermas die Auffassung vertreibt, das Internet stelle eine sekundäre Form von Öffentlichkeit dar: www.renner-institut.at/download/texte/habermas2006-03-09.pdf

Konsumismus, Globalisierung und neue Medien. Sie alle haben das homogene Gefühl von Gemeinschaft zerstört, vor dem so viele in der Nachkriegszeit davon gelaufen sind. Soziale Medien als Schlagwort der auslaufenden Web-2.0-Ära ist nur ein Produkt von Geschäftsstrategien und sollte dementsprechend bewertet werden. Der Bürger-als-User, eingekapselt in Flickr, Wikipedia, MySpace, Twitter, Facebook oder YouTube, hat die *Epoche* der Sozialen Medien noch nicht hinter sich gelassen. Die Plattformen kommen und gehen (erinnert sich noch jemand an Bebo, Orkut oder Friendster?), aber der Trend ist klar: die Netzwerke ohne Grund sind Zeitfresser, und wir werden immer nur tiefer in die Höhle des Sozialen gezogen, ohne zu wissen, wonach wir eigentlich suchen.

WAS IST KRITISCHE WEB-2.0-FORSCHUNG HEUTE?

Es gibt kaum gründliche und kritische Studien zum Web 2.0, aber das ist keine Überraschung. Die akademische Forschung kommt mit der Geschwindigkeit der Veränderungen nicht mit und beschränkt sich darauf, Netzwerke und kulturelle Muster festzuhalten, die schon im Verschwinden sind. Seit den frühen neunziger Jahren tauchen Nutzerkulturen aus dem Nichts auf, und den Forchern gelingt es einfach nicht, das Tempo, in dem diese großen Strukturen kommen und gehen, zu antizipieren und zu begreifen. Die Nutzerkulturen haben die Vorstellungskraft der IT-Journalisten schon lange überholt, und die Gesellschaft ist ihren Theoretikern (einschließlich des Autors) weit voraus. Als Reaktion verfällt man entweder in Panik oder kehrt dem Thema der neuen Medien generell den Rücken. Der Untersuchungsgegenstand ist permanent im Fluss und wird bald verschwinden. Die Erkenntnis, dass Theorie in Form detaillierter Fallstudien dazu verurteilt ist, sich auf Geschichtsschreibung zu beschränken, kann depressive Stimmungen wecken und uns immer weiter in einen pharmakologischen Geisteszustand hineinziehen, wie es Bernard Stiegler ausdrückt.⁵ Verstärkt durch den Niedergang der französischen Philosophie, tut sich ein Mangel an Orientierung auf. Kolumnisten und Stand-up-Comedians befassen sich mit neuen Medien als Gadgets, aber Smartphones sind keine Handtaschen. Wir brauchen kompetente Debatten voller Witz und Ironie, stattdessen

⁵ | Siehe Bernard Stiegler, *Taking Care of Youth and the Generations*, Stanford: Stanford University Press, 2010 und *For a New Critique of Political Economy*, Cambridge: Polity Press, 2010. Beide Bücher beinhalten Verweise und ganze Abschnitte zum Verhältnis von ausgiebigen Internet- und Game-Aktivitäten und depressiven Zuständen bei Jugendlichen, was Stiegler als »Schlacht um die Intelligenz« charakterisiert. Stiegler fordert den Kampf gegen die Infantilisierung und spricht sich für die Wiederherstellung des Minderheitenschutzes für Kinder aus. Nur durch beständige Aufmerksamkeit kann das kulturelle Gedächtnis bewahrt werden.

diskutieren wir das Zeitgeschehen so, wie es uns die Nachrichtenmedien vorgeben. Ein möglicher Ausweg könnte die Entwicklung kritischer Konzepte sein, die über einzelne Generationen von Anwendungen hinausreichen und nicht in eine spekulative Theorie zurückfallen, die lediglich die befreidenden Potentiale von Schlagworten feiert und darauf hofft, in Marktwert übersetzt zu werden.

Betrachten wir den Stand der Web-2.0-Kritik (und lassen dabei mal das Datenschutz-Thema beiseite, das schon ausführlich von Autoren wie danah boyd behandelt wurde). *The Cult of the Amateur* von Andrew Keen gilt als eine der ersten kritischen Betrachtungen des Web-2.0-Glaubenssystems. »Was passiert«, fragt Keen, »wenn Unwissen, Egoismus, schlechter Geschmack und Mobregeln zusammenkommen? Der Affe übernimmt die Regie.« Wenn jeder sendet, hört keiner zu. In diesem Zustand des »digitalen Darwinismus« überleben nur die lautesten und rechthaberischsten Stimmen. Das Web 2.0 »dezimiert die Reihen der kulturellen Gatekeeper«.⁶ Während Keen als mürrischer und eifersüchtiger Vertreter der Klasse der alten Medien daherkommt, kann man das von Nicholas Carr nicht behaupten, dessen Buch *The Big Switch* (2008) den Aufstieg des Cloud Computings analysiert. Für Carr (dem wir auch in dem Kapitel »Psychopathologie der Informationsüberflutung« wieder begegnen) signalisiert diese zentralisierte Infrastruktur das Ende des autonomen PCs als Knoten in einem verteilten Netzwerk. Das letzte Kapitel in Carrs Buch mit dem Titel »iGod« weist auf einen »Neurological Turn« der Web-2.0-Kritik hin. Ausgehend von der Beobachtung, dass Google seit jeher die Intention hat, seine Aktivität in Künstliche Intelligenz zu verwandeln, »ein künstliches Gehirn, das klüger ist als Dein eigenes« (Google-Gründer Sergey Brin gegenüber Newsweek), richtet Carr seine Aufmerksamkeit auf die Zukunft der menschlichen Kognition: »Das Medium ist nicht nur die Message. Das Medium ist der Geist. Es bestimmt, was wir sehen und wie wir es sehen.« Mit der Herrschaft der Geschwindigkeit im Internet werden wir zu dessen Neuronen: »Je mehr Links wir klicken, Seiten wir anschauen und Transaktionen wir machen, desto mehr ökonomischen Wert gewinnt und Profit generiert es.«⁷

In seinem berühmten *The-Atlantic-Essay* von 2008, »Is Google Making Us Stupid? What The Internet is Doing to Our Brains«, schärft Carr dieses Argument und zeigt, wie das ständige Switchen zwischen Fenstern und Websites und die fieberhafte Nutzung der Suchmaschinen uns letztlich verdummt. Ist das einzelne Individuum selbst dafür verantwortlich, eine Langzeitwirkung auf seine Kognitionsfähigkeiten zu verhindern? In einem ausführlichen Text über die nachfolgende Debatte verweist Wikipedia auf Sven Birkerts' Studie von

6 | Andrew Keen, *The Cult of the Amateur: How Today's Internet is Killing Our Culture and Assaulting Our Economy*, London: Nicholas Brealey Publishing, 2007.

7 | Nicholas Carr, *The Big Switch: Rewiring the World, From Edison to Google*, New York: W.W. Norton & Company, 2008.

1994, *Die Gutenberg Elegien: Lesen im Elektronischen Zeitalter*, und auf das spätere Werk der Entwicklungspsychologin Maryanne Wolf, die auf den Verlust der Fähigkeit des »tiefgehenden Lesens« verweist. Die hochorientierten Nutzer des Internets, bemerkt sie, scheinen nicht mehr in der Lage zu sein, dicke Romane oder umfangreiche Monografien zu lesen. Carr und andere bedienen sich clever der angloamerikanischen Begeisterung für alles, was mit Geist, Gehirn und Bewusstsein zu tun hat. An populärem Wissenschaftsjournalismus kann es mittlerweile gar nicht genug geben. Eine gründliche ökonomische (geschweige denn marxistische) Analyse von Google und dem Komplex des Freien und Offenen ist dagegen bedenklich uncool. Die Kulturkritiker sollen bitte im Gleichklang singen mit den Daniel Dennetts dieser Welt (locker versammelt bei edge.org), wenn sie ihre Bedenken zu Gehör bringen wollen.

Frank Schirrmacher, FAZ-Herausgeber und Edge-Mitglied, befasst sich in seinem Buch *Payback*⁸ ebenfalls mit dem Einfluss des Internets auf das Gehirn. Während Carrs Blick auf den Zusammenbruch der Multitasking-Fähigkeiten in der männlichen Weißenkultur die *couleur locale* eines US-IT-Businessexperten in Verkleidung eines East-Coast-Intellektuellen besitzt, rückt Schirrmacher die Debatte in den kontinentaleuropäischen Kontext einer alternden Mittelklasse, die eine bange Abwehrhaltung gegenüber islamischem Fundamentalismus und asiatischer Hypermoderne eingenommen hat. Wie Carr sucht Schirrmacher Belege für den Abbau der menschlichen Geisteskräfte, die mit iPhones, Twitter und Facebook – zusätzlich zu den schon vorhandenen Informationsströmen des Fernsehens, Radios und der Printmedien – nicht mehr Schritt halten können. In einen permanenten Alarmzustand versetzt, unterwerfen wir uns der Logik der Geschwindigkeit und dauernden Verfügbarkeit. Schirrmacher spricht von »Ich-Erschöpfung«. Die meisten Deutschen haben auf *Payback* ablehnend reagiert. Neben faktischen Irrtümern bezogen sie sich dabei vor allem auf Schirrmachers impliziten anti-digitalen Kulturpessimismus (den er abstreitet) und den Interessenskonflikt zwischen seiner Rolle als Zeitungsherausgeber und der als Zeitgeistkritiker. Wie auch immer die Kulturdebatte über die Medien sich weiterentwickelt, Schirrmachers Weckruf wird uns noch einige Zeit begleiten. Welche Bedeutung sollen wir den digitalen Geräten und Anwendungen in unserem Alltagsleben einräumen? Wird das Internet unsere Sinne überwältigen und uns unsere Weltsicht diktieren? Oder werden wir den Willen und die Vision entwickeln, diese Werkzeuge zu beherrschen?

In *You Are Not a Gadget* (2010) fragt Jaron Lanier: »Was passiert, wenn nicht mehr wir die Technologie gestalten, sondern die Technologie beginnt, uns zu gestalten?«⁹ Lanier ist ein Sonderfall. Er ist weder Journalist noch Akademi-

⁸ | Frank Schirrmacher, *Payback*, München: Blessing Verlag, 2009.

⁹ | Jaron Lanier, *You Are Not a Gadget: A Manifesto*, New York: Alfred A. Knopf, 2010.

Siehe auch: www.edge.org/discourse/digital_maoism.html

ker, sondern ein Mega-Nerd, ein Computerwissenschaftler aus der Prä-Web-»Hippie«-Cyberkultur. Politisch ist er schwer zu fassen und läuft am ehesten vielleicht noch unter dem Etikett gegenkulturell und anti-kapitalistisch (wobei man letzteres für die amerikanische Westküstenkultur immer nur unter Vorbehalt sagen kann). Was Laniers Geschichte speziell macht, ist sein Status als Silicon-Valley-Insider, und wir sollten sein lang erwartetes Buch etwa so lesen, wie Kreml-Beobachter einst die offiziellen Zentralorgane dechiffrierten. Auf seine eigene Art ist Lanier die heutige Version des sowjetischen Dissidenten. Ähnlich wie Andrew Keen verweist er in seiner Verteidigung des Individuums auf den Intelligenzverlust durch die »Weisheit der Menge«, die eigenständige Positionen, zum Beispiel bei Wikipedia, zugunsten der Mob-Regeln unterdrückt. Lanier fragt, warum die letzten zwei Jahrzehnte keine neuen Musikstile und Subkulturen hervorgebracht haben, und beklagt die Vorherrschaft von Retro in der gegenwärtigen remixgeprägten Musikkultur. Die Kultur des Freien dezimiert nicht nur das Einkommen der Bühnenkünstler, sondern hält sie auch davon ab, mit neuen Klängen zu experimentieren. Die Demokratisierung der digitalen Tools war kein Vorbote irgendwelcher »Super-Gershwins«; stattdessen sieht Lanier eine »Erschöpfung der Muster«, das Phänomen, dass einer Kultur die Variationen traditioneller Muster ausgehen und ein genereller Kreativitätsverlust stattfindet. »Wir durchlaufen keine vorübergehende Flaute vor dem Sturm. Stattdessen sind wir in eine dauerhafte Schläfrigkeit geraten, und ich bin mittlerweile überzeugt, dass wir dieser nur entkommen, wenn wir den ganzen Bienenstock ausräuchern.«¹⁰ Ob wir Lanier zustimmen oder nicht, wir sollten seine Kritik zumindest aufgreifen und genau differenzieren, welche Art von Experimenten und Erfindungen im Online-Raum der elektronischen Musik oder der Hackerkultur tatsächlich stattfinden.

Thierry Chervel vom deutschen Online-Kulturmagazin Perlentaucher: »Das Internet zermanscht das Hirn, sekundiert Frank Schirrmacher. Er will die Kontrolle zurückgewinnen. Aber die ist perdu. Die Revolution frisst ihre Kinder, ihre Väter und ihre Verächter.«¹¹ Wird dies das Schicksal der neuen Welle von Netzkritikern wie Siva Vaidhyanathan, Sherry Turkle oder gar Evgene Morozov sein?¹² Die Internet- und Gesellschaftsdebatte sollte weder »medikamentiert«

10 | Lanier, ebd., S. 45.

11 | Tierry Chervel, »Fantasie über die Zukunft des Schreibens«, www.perlentaucher.de/blog/134_fantasie_ueber_die_zukunft_des_schreibens#521

12 | Diese Titel der drei Netzkritiker erschienen Anfang 2011: Siva Vaidhyanathan, *Googlization of Everything (And Why We Should Worry)*. Los Angeles: University of California Press, 2011; Sherry Turkle, *Alone Together: Why We Expect More Technology and Less From Each Other*. New York: Basic Books, 2011; und Evgene Morozov, *Net Delusion: the Dark Side of Internet Freedom*. New York: PublicAffairs, 2011.

noch moralisiert werden, sondern lieber die Politik und Ästhetik der Netzwerk-Architektur in den Vordergrund stellen.

Anstatt zu wiederholen, was Carr, Schirrmacher und andere proklamieren, behaupte ich, dass die Kritik des Web 2.0 ganz andere Wege einschlagen muss. Hören wir auf, mentale Wirkungen nachzuzeichnen, über den Einfluss des Netzes auf unser Leben zu grübeln oder immer wieder das Schicksal der Nachrichten- und Verlagsindustrie zu beschwören, sondern untersuchen wir lieber die weniger offensichtlichen neu entstehenden kulturellen Logiken, die über spezielle Plattformen oder Körperschaften hinausgehen – wie Echtzeit, Linking vs. Liking und den Aufstieg der nationalen Webs. Hier liegt der netzkritische Ansatz, dem ich in den folgenden Kapiteln des Buches nachgehen werde. Ich möchte Aspekte des alltäglichen Internetgebrauchs ins Blickfeld rücken, die oft unbeachtet bleiben. Im Fokus steht der unsichtbare Übergang vom Gebrauch des Internets als einem Tool hin zur Schaffung kollaborativer, ausgedehnter »Nutzerkulturen«, die jeweils eigene, unterschiedliche Ausprägungen entwickeln und das Leben im Raum der Technologie wiederum durchdringen. In diesem relativ neuen Ökosystem können Konzepte unmittelbar über Try and Error entwickelt werden. Konzepte lassen sich zwar als abstrakte Ideen verstehen, aber im Kontext lebendiger Netzkulturen werden sie von innen heraus gebildet und fallen nicht vom Himmel. In meinem Ansatz geht es sowohl darum, die Adaption von Konzepten genau zu bestimmen, als auch neue Konzepte vorzuschlagen, die eine produktive Rolle spielen können. Für mich ist der Internet-Kontext immer noch im Fluss; warum sollte man sich sonst damit auch auseinandersetzen und nicht zu wichtigeren und interessanteren Themen wechseln. Der Kampf um das Internet ist noch nicht vorbei. Solange es noch um etwas geht, werden neue Umzäunungen zu neuen Generationen von Gesetzlosen führen – und zu kritischen Positionen, die ihre Projekte voranbringen.

Slogans und Zitate für die vernetzten Vielen: Keine Idee? Kein Problem (Werbung) – Sich wieder schlau fühlen – Ja, wir kommentieren – Wenn Du ge langweilt bist, langweilst Du – Sehnsucht nach dem Gemeinwohl – Herbst der Digitalen Herrschaft – Die Verzweiflung des Massendandyismus – Melden Sie sich hier an, um Partisan zu werden – Die amerikanische Leere auffüllen – Die wachsende interne Distanz – Erfahre die Schönheit der indirekten Intensität® – Eine stille Ekstase – Ich diene als leerer Bildschirm – Der Beobachter ist allein – Das ist die Einsamkeit des freien Menschen – Glaube als rationale Entscheidung – ... überlegene Software für die verwirrten Multitudes ... – »Frankreich war das Zentrum der Welt, und heute leidet es unter einem Mangel an großen historischen Ereignissen. Dies ist der Grund, warum es in radikalen Posen schwelgt. Es ist die lyrische, neurotische Erwartung einer großen Tat aus sich selbst heraus, die jedoch nie kommt und nie kommen wird.« (Milan Kundera) – Den Leuten ihr verlässlichstes Gut wiedergeben, die Theorie (Werbetafel) – Wir lechzen nicht nach Investments – »Er ist ein Google-Mitläufer. Weniger wert als

ein Tier« – Wir genießen Unabhängigkeit (Chatroulette) – Multitasking ist für die Armen – Schicksal Technik (Mini-Serie) – Noble Lügen für Soziale Medien – Ich denke gerne über mich selbst nach – Die ungeplanten Revolten verknüpfen – »Überprogrammiert, wütend, einsam.« (Zadie Smith) – Lieblingsfarbe: opak – Aus Machtlosigkeit entsteht auch keine Verantwortung.

Die Kolonisierung der Echtzeit

Vergiss den Browser, Echtzeit ist das neue Crack.¹³ Dave Winer propagierte sie auf *Scripting News* und Nicholas Carr schreibt darüber in seiner Blog-Reihe *The Real Time Chronicles*. Wir entdecken den fluiden, sich ständig verändernden Trend in Metaphern wie Google-Welle und Twitter (dem sichtbarsten Phänomen dieser Übergangstendenz), aber man findet ihn ebenso in Chatrooms und in der Internet-Telephonie à la Skype wie auch bei der automatischen Überwachung von Internet-Traffic (Deep Pocket Inspection) oder von Kursbewegungen im Börsenhandel sowie im Video-Streaming. Im Dezember 2009 führte Google ein Echtzeit-Suchinterface ein, das Suchergebnisse automatisch aktualisiert, ohne dass das Browserfenster neu geladen werden muss.

Echtzeit steht für eine fundamentale Verschiebung vom statischen Archiv hin zum »Fluss« und zum »Strom«. Wen kümmern noch die Koordinaten von gestern? Die Zeit beschleunigt sich, und wir schütteln die Geschichte ab. In einer 24/7-Ökonomie kommuniziert man über Tweets, während der sichtbare Teil des Archivs gleichzeitig auf die letzten Stunden zusammenschrumpft.¹⁴ Silicon Valley macht sich bereit zur Kolonisierung der Echtzeit und löst sich von der statischen Web-»Seite«, die nur mehr als Referenz an die Zeitung fortlebt. Warum einen Fluss speichern? Den Nutzern ist es nicht mehr wichtig, Informationen offline auf ihren Geräten zu speichern, und die »Cloud«, in Verbindung mit neuen Hardware-Entwicklungen (siehe MacAir und seine diversen technischen Einschränkungen), fördert diese befreiende Bewegung. Wir lagern unsere Archive aus und vertrauen ihre Verwaltung externen Institutionen an. Wenn Google die Dateien aufbewahrt, kann man den klobigen Allround-PC entsorgen. Weg mit dem großen, hässlichen, grauen Büromobiliar. Das Web ist zu einer flüchtigen Umgebung geworden, die wir in unseren Taschen mit uns herumtragen. Manche haben sich von der Idee einer wirklichen »Suche« schon verabschiedet, da diese zu zeitaufwendig ist und oft nur zu unbefriedigenden Ergebnissen führt. Das könnte der Punkt werden, an dem das Google-Imperium zu bröckeln beginnt, weshalb es auch unbedingt versucht, an der Spitze

13 | Sagt Steve Gillmor auf TechCrunch, 21. Februar 2009.

14 | Siehe mein Kapitel über Internet-Zeit in *Zero Comments*, auch veröffentlicht in 24/7, *Time and Temporality in the Network Society*, hg. von Robert Hassan und Ronald Purser, Stanford: Stanford University Press, 2007.

einer Entwicklung zu bleiben, die der französische Geschwindigkeitsphilosoph Paul Virilio schon vor Langem vorausgesagt hat.

Heute ist das Fernsehen zu langsam, und so greifen die Nachrichten bei sekundenaktuellen Informationen auf Twitter zurück. Der televisuelle Apparat selbst mag schnell genug sein, seine Signale bewegen sich mit Lichtgeschwindigkeit, aber inzwischen werden multiple und omnipräsente Blickwinkel verlangt. Der reale Raum des Fernsehstudios muss sich auflösen. Wenn CNN, einst ein mächtiges, globales Unternehmen, seine vielfachen Live-Kanäle mobilisiert, zeigt sich, wie hoffnungslos langsam es geworden ist und wie eng sein Blickfeld. Selbst Echtzeit ist relativ. Genauso wie die Finanzindustrie ist auch die Medienindustrie dazu gezwungen, die Millisekunden auszunutzen, um den Überschuss zu steigern. Die Industrie kann nur dann noch Gewinne machen, wenn sie die Kolonisierung dieser Ströme im planetarischen Maßstab und in verteilten Strukturen nutzt.

Im Mai 2009 wurde Google Wave als Online-Plattform für kollaboratives Echtzeit-Editing eingeführt. Sie verschmolz E-Mail, Instant Messages, Wikis und Soziale Netzwerke und kann so zum Beispiel Facebook-Daten einspeisen. Ein Meta-Online-Tool für Echtzeit-Kommunikation, das kontextuelle Rechtschreib- und Grammatikprüfung und automatisierte Übersetzung zwischen 40 Sprachen anbot. Vom Dashboard aus konnte man Wave erleben, als ob man am Ufer eines Flusses säße und sein Vorbeifließen beobachtet. Ein Jahr später wurde Wave wieder eingestellt, mit dem Hinweis auf mangelndes Interesse und Beschwerden, dass der Dienst so kompliziert und wenig nutzerfreundlich sei, dass »die Leute überfordert sein könnten, ihn überhaupt zu verstehen«.¹⁵ Sollen wir uns damit quälen, Multichannel-Live-Streams zu erfassen? Für welchen Zweck eigentlich? Hast du schon dein Personal Intelligence Dashboard installiert, das dir hilft, das Informationsüberflutungsproblem zu lösen, und kannst du es auch noch bedienen?¹⁶

Utopische Versprechen suggerieren, dass wir nicht mehr warten müssen, während der PC unsere Fragen verarbeitet. Das Internet nähert sich dem Durch-

¹⁵ | http://en.wikipedia.org/wiki/Google_Wave. Ende 2010 ging das Projekt zur Apache Foundation über, die es in Apache Wave umbenannte.

¹⁶ | In diesem Kontext sind die Webvideos von Howard Rheingold über intelligente Dashboards, Nachrichten-Radarsysteme und Informationsfilter aufschlussreich: <http://vlog.rheingold.com/index.php/site/video/infotention-part-one-introducing-dashboards-radars-filters/>. Für Rheingold handelt es sich um wesentliche Bildungstools des 21. Jahrhunderts. Um mit der Informationsüberflutung zurechtzukommen, muss man mehr Kompetenzen beherrschen als Schreiben und Lesen. Und es ist nicht nur wichtig zu wissen, welche Informationen man abblockt, sondern auch, welche man hineinlässt. Für Rheingold bedeutet »mindful infotention« (ein von ihm selbst geprägter Begriff) teils disziplinierte Aufmerksamkeit und teils technische Kompetenz.

einander und der Komplexität unserer sozialen Lebenswelt an. Dennoch, in Bezug auf das Design bedeutet ein Schritt vorwärts auch zwei Schritte zurück. Man schaue sich nur Twitter auf dem Smartphone an; es sieht aus wie Ascii-E-Mails oder SMS-Messages auf dem Handy von 2001. In welchem Maß ist dies ein bewusster visueller Effekt? Der rohe, typo-lastige HTML-Stil steht vielleicht gar nicht für technische Unzulänglichkeit, sondern ist eher eine Bezugnahme auf die Unvollständigkeit des Ewigen Jetzt, in dem wir gefangen sind. Man hat einfach zu wenig Zeit, um langsame Medien zu genießen. Wieder im Toskana-Modus, ist es dann angenehm, sich zurückzulehnen und der Offline-Stille zu lauschen, aber das ist eine den Qualitätsmomenten vorbehaltene Ausnahme.

Der Tempomacher des Echtzeit-Internets ist das Mikroblogging, aber wir können es auch von der umgekehrten Seite der Sozialen Medien aus betrachten, die ihre Nutzer dazu drängen, so viel wie möglich preiszugeben. Twitter hat zuerst gefragt: »Was machst du?«, »Woran denkst du?«, »Was passiert gerade?«. Wenn die Maschine deine Gedanken nicht lesen kann, wirst du freundlich gebeten, sie mitzuteilen. Schließ dich dem Programm an. Gib uns deinen besten Self-Shot. Zeige deine Impulse. Als Resultat erleben wir fieberhaft upgedatete Blogs, ständig aktualisierte Nachrichten-Sites und Petabytes an Mikromeinungen. Die treibende Technologie hinter diesen Applikationen ist dabei die permanente Kaskade von RSS-Feeds, die sofortige Updates von allem, was irgendwo sonst im Web geschieht, bereitstellen. Eine wesentliche Rolle, was die »Mobilisierung« von Computer, sozialem Netzwerk, Video und Fotokamera, Audiotechnik und letztendlich auch des Fernsehens betrifft, spielt die Verbreitung von Mobiltelefonen. Durch Miniaturisierung der Hardware und drahtlose Anbindung wird die Technologie zu einem unsichtbaren Element des Alltagslebens. Web-2.0-Anwendungen reagieren auf diesen Trend, indem sie versuchen, aus jeder Situation einen Wert zu ziehen. Die Maschine will andauernd wissen, was los ist, welche Entscheidungen wir treffen, wohin wir gehen und mit wem wir reden. In der Zwischenzeit werden unsere Daten ausgekundschaftet, ohne dass wir uns Gedanken darum machen, dass unsere halb-privaten und weitgehend öffentlichen Identitäten den Eigentümern der Sozialen Medien zu fröhlichem Reichtum verhelfen. Dies ist der Preis des Freien, und wir scheinen mehr als gewillt zu sein, ihn zu zahlen.

Die Cyber-Propheten lagen falsch: Es gibt keinen Beweis, dass die Welt virtueller wird. Eher wird das Virtuelle realer; es will in unsere realen Leben und sozialen Beziehungen eindringen und sie offenlegen. Selbstmanagement und Techno-Modellieren werden essentiell: Wie gestalten wir das Selbst in Echtzeit-Flüssen? Wir werden nicht mehr angespornt, eine Rolle zu spielen, sondern gezwungen, »wir selbst« zu sein (was nicht weniger theatralisch und artifiziell ist). Permanent loggen wir uns ein, legen Profile an und posten Status-Updates, um unser Selbst auf dem globalen Anstellungs-, Freundschafts- und Liebesmarkt zu präsentieren. Wir dürfen zwar multiple Leidenschaften haben, aber nur eine beglaubigte Facebook-ID, denn die Rückmeldungen des Systems sind nicht auf

Ambivalenz eingestellt. Vertrauen ist das Öl des globalen Kapitalismus und des Sicherheitsstaats und wird von diesen bei jeder Transaktion und jedem Kontrollpunkt verlangt, um den Durchlass unserer Körper und Informationen zu genehmigen. Die Idee, dass das Virtuelle einen von seinem alten Selbst befreit, ist gescheitert. Es gibt keine alternative Identität.

Das Web-2.0-Selbst ist insofern postkosmetisch. Das Ideal ist weder der Andere noch der bessere Mensch. *Mehrmensch*, nicht *Übermensch*. Die perfekt aufpolierte Persönlichkeit hat keine Empathie und ist rundum suspekt. Es sind die Fehler der Stars (Affären, Drogenkonsum, peinliche Kleidung, Gewichtsprobleme, schlechte Haut), die sie so unwiderstehlich machen. Besser zu werden bedeutet heute auch, dass man zeigt, wer man ist, und so fordern die Sozialen Medien ihre Nutzer auf, ihre allzu menschlichen Dimensionen zu »verwalten« statt kontroverse Seiten einfach nur zu verstecken oder preiszugeben. Unsere Profile bleiben kalt und unvollständig, wenn wir nicht wenigstens irgendeinen Aspekt unseres Privatlebens offenbaren. Sonst sind wir Roboter, anonyme Teilnehmer der vergehenden Massenkultur des 20. Jahrhunderts. In *Cold Intimacies* bringt Eva Illouz ein Problem der Online-Identität zur Sprache, auf das wir in einem späteren Kapitel, »Facebook, Anonymität und die Krise des multiplen Selbst«, zurückkommen werden. »Mit Blick auf den von mir beschriebenen Prozess ist es so gut wie unmöglich, die Rationalisierung und Kommodifizierung des Selbstseins von der Fähigkeit des Selbst zu trennen, sich zu formen, sich zu helfen und kommunikativ sowie deliberativ mit anderen in Kontakt zu treten.«¹⁷

Und so wird jede Minute des Lebens in »Arbeit« umgewandelt, oder wenigstens in einen Zustand der Verfügbarkeit, eine immer währende Online-Präsenz, die verwandt ist mit dem, was Tiziana Terranova »soziale Wertschöpfung«¹⁸ nennt. Doch während wir die Technologie in Besitz nehmen und sie in unsere Leben einbauen, schaffen wir gleichzeitig Räume, um uns zurückzuziehen und einen Moment für uns selbst zu sein. Wie finden wir die Balance? Es ist unmöglich, im selben Moment zu beschleunigen und zu verlangsamen, aber genau so führen die Leute ihr Leben. Wir entscheiden uns entweder für schnelle oder langsame Aufgaben, je nach Charakter, Fähigkeiten und Geschmack – und den Rest lagern wir aus.

17 | Eva Illouz, *Cold Intimacies: The Making of Emotional Capitalism*, Cambridge: Polity Press, 2007, S. 109, dt. *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2006, S. 161 f.

18 | Tiziana Terranova, »Another Life: the Nature of Political Economy in Foucault's Genealogy of Biopolitics«, in: *Theory, Culture & Society* 26.6 (2009): S. 234-262. Siehe auch Tiziana Terranova, »New Economy, Financialization and Social Production in the Web 2.0«, in: Andrea Fumagalli und Sandro Mezzadra (Hg.), *Crisis in the Global Economy: Financial Markets, Social Struggles, and New Political Scenarios*, übers. v. Jason Francis McGimsey, Los Angeles: Semiotext(e), 2010, S. 153-170.

Zitate von keinem und jedem:

Sorgen über einen unerwarteten Anstieg der Ego-Inflation (Schlagzeile) – Schau nur, meine Verteilte Großartigkeit – Kritik des hyper-koffeinierten Marxismus – »Haben Sie jemals herausgefunden, was unwichtig ist?« – Empfohlene Kas-kadeneffekte – sich von Geliebten entfreunden – Mach mit bei der Abschaffung der Selbst-Realisierung – Wichtige E-Mails – Prinzessin werden – Designe Deinen Kampf mit uns (\$ 150/Jahr) – Natural-Born Dissident – »Etwas zu kreieren, das einem das Gefühl gibt, intelligenter zu sein, ohne viel Arbeit hineinstecken zu müssen, war immer schwierig. Nur ein paar Ideen haben sich bei den Weißen jemals durchgesetzt, wobei Dokumentarfilm und öffentliches Radio die bedeutendsten sind. Doch im letzten Jahrzehnt ist ein neues Element zu dieser Auswahl dazugekommen: TED-Konferenzen.« (Dinge, die weiße Leute mögen) – »Einfach ignorieren, was man nicht versteht.« (XML) – Es gibt nicht so etwas wie eine neutrale Mahlzeit. – »Downvoten« ist gut für Dich.« (Wissenschaftliche Skeptizismus-Website)

Von Link zu Like

Man lasse sich folgenden Satz durch den Kopf gehen: »Ich bin für Deine Website nicht verantwortlich.« Er entspringt einer Gedankenkette, der von einer anderen Bemerkung angestoßen wurde: »Dieser Link ist keine Empfehlung.«¹⁹ Aber Moment mal, genau das ist er. Und deshalb streiten sich Anwälte in Gerichtsverhandlungen über das Link-Thema. »Es ist nicht gestattet, ohne vorherige schriftliche Einwilligung Links zu dieser Website einzurichten und/oder zu betreiben [...]«, sagt Ryanair. »Eine solche Einwilligung kann jederzeit nach Ryanairs Ermessen zurückgenommen werden.«²⁰ Verlinken macht einen zum Komplizen. Geeks und Cyber-Optimisten sind da allerdings anderer Meinung, wenn sie leidenschaftliche Erläuterungen des wertfreien Verlinkens geben. Wikipedia definiert den Hyperlink als »Referenz in einem Dokument auf ein externes Informationselement«, doch was in dieser Definition fehlt, ist der Handlungsspekt. Wenn man einer Behauptung nicht zustimmt, ignoriert man sie.

19 | Ein Beispiel: »DASHlink verlinkt auf Websites, die von anderen öffentlichen und/oder privaten Organisationen generiert und betrieben werden. Dieser Link kann von einem Community-Mitglied oder vom NASA DASHlink Team bereitgestellt worden sein; trotzdem bedeutet der Link keine Empfehlung der Website durch die NASA oder uns. Wenn User einem externen Link folgen, verlassen sie DASHlink und unterliegen den Datenschutz- und Sicherheitsrichtlinien der Eigentümer/Sponsoren der externen Website(s). NASA und DASHlink sind für die Methoden der Informationssammlung externer Websites nicht verantwortlich.«

20 | www.malcolmcoles.co.uk/blog/links-banned-2011/

Man macht einen Nicht-Link. Wenn ein Video uncool ist, empfiehlt man es nicht weiter. Man überspringt langweilige Bilder und hört keiner schlechten Musik zu. Warum soll diese grundlegende Regel nicht auch für das Web gelten? Außerdem, Links animieren die Besucher einer Website dazu, die Seite zu wechseln, und machen klar, weshalb die meisten »rechnenden« Internauten gegenüber zu vielen Links auf ihren Seiten auch misstrauisch sind.²¹ Hin und her zu springen ist ein grundlegender Verhaltensmodus in postmodernen Gesellschaften. Wenn sie überhaupt eingesetzt werden, sollten Links für eine Idee oder ein Geschäft von Nutzen sein. Links sind »Bande«, die für einen »guten Leumund« stehen (der dann bemessen und abgebildet werden kann), und sie sind die Basis für Googles Suchalgorithmus. Googles Grundlage ist positive Affirmation.

Bis vor kurzem gab es keine unterbewussten Links, sondern nur das öde HTML-Format. Dies änderte sich mit Social-Bookmarking-Buttons, die von Anne Helmond beschrieben wurden als »präkonfigurierte Links, die einen, wenn man sie anklickt, auf die ›Mutter‹-Plattform zurückleiten. Der auf Facebook so beliebte, mit einem Klick aktivierte ›Like‹-Button ist weit weniger absichtsvoll als das Verlinken, denn die hergestellte Verbindung besteht eher in einer aufwandlosen affektiven Assozierung als in einer tatsächlichen Bezugnahme.«²² Wenn man sich nicht der Habermas'schen Debatte einer interessefreien Öffentlichkeit verschrieben hat oder ein rechtspopulistischer Schockblogger ist, dessen Hobby Provokationen und offene Angriffe sind, warum

21 | Nicholas Carr: »Links sind eine wunderbare Annehmlichkeit, wie wir alle wissen (vom zwanghaften Klicken tagein tagaus). Aber sie bedeuten auch Ablenkung, manchmal eine sehr große Ablenkung – wir klicken auf einen Link, dann einen weiteren und noch einen weiteren, und schon haben wir vergessen, was wir ursprünglich eigentlich tun oder lesen wollten. Ein andermal sind sie nur kleine Ablenkungen, kleine Text-Mücken, die um den Kopf herumsirren. Auch wenn man nicht auf den Link klickt, nehmen ihn die Augen wahr, und der frontale Kortex muss einen Schwarm an Neutronen abfeuern, um zu entscheiden, ob man nun klickt oder nicht. [] Der Link ist gewissermaßen eine technologisch fortschrittliche Form der Fußnote. Er ist, was seinen Ablenkungscharakter betrifft, auch eine gewaltsamere Form von Fußnote.« Carr bezeichnet das Buch als ein Experiment in Entlinkifizierung. www.roughtype.com/archives/2010/05/experiments_in.php

22 | Entnommen einer E-Mail vom 10. Januar 2011. Siehe auch Anne Helmond und Carolin Gerlitz, »Hit, Link, Like and Share. Organizing the social and the fabric of the web in a Like economy«, als Paper präsentiert auf der DMI Mini-Konferenz an der Universität von Amsterdam, 24.-25. Januar 2011. www.annehelmond.nl/2011/04/16/paper-hit-link-like-and-share-organizing-the-social-and-the-fabric-of-the-web-in-a-like-economy/

sollte man dann Links zu Wettbewerbern, Schundseiten, falschen Informationen, politischen oder gesellschaftlichen Feinden setzen?

Dies sind die Fallen, in denen sich die Link-Rhetorik wiederfindet. Die »Freiheit des Verlinkens« negiert willentlich die Gegenseite, zu der verlinkt wird. Da wäre es doch nicht schlecht, eine »Anti-Verlinkungs-Software« zu haben, die automatisch einen Denial-of-Service-Angriff auf einen Server startet, der ohne Erlaubnis einen Link zu mir setzt (inklusive der Suchmaschinen). Gibt es auch die Freiheit des Unlinkings? Links erzeugen Traffic, der wiederum Einnahmen generiert. Würden Millionen die Google-Links zu ihren Seiten löschen, könnte das Ende dieses Dienstes eingeläutet werden – die Säule eines Imperiums. Das Problem ist, bislang macht das keiner. Externe Links werden akzeptiert, toleriert und im Wesentlichen ignoriert, oder sie sind gar nicht bekannt. Techno-Materialisten sagen, dass Links Maschinen füttern, die für den cybernetischen Konsum geschaffen wurden. Blog-Spam mit seinen langen Linklisten zeigt perfekt, wie die Ökonomie massenproduzierter Verlinkung funktioniert. Links sind die Grundeinheit für die Informationsökonomie, um ihre eigene Existenz zu erforschen, zu kartografieren und zu reproduzieren. Googles Imperium ist auf die Verlinkungsarbeit gegründet, die Andere in ihre Websites und Dokumente stecken. Der Anfang von Pages und Brins Analyse der Weblinks (1996) wurzelt in der Idee der Verlinkung als positive Unterstützung des Anderen. In David Vises Buch über Google lesen wir, dass »eine Methode, die Beliebtheit einer Website zu messen, im Zählen der Links auf sie lag«. Page erläutert es so: »Wenn eine wissenschaftliche Arbeit oft zitiert wird, deutet das auf ihre Wichtigkeit hin, denn andere Leute fanden sie wert, erwähnt zu werden.«²³ Wenn man anderer Meinung ist und die Beliebtheit einer Arbeit nicht noch weiter fördern möchte, liegt die beste Möglichkeit, diesen Prozess umzukehren, darin, auf ihre Erwähnung oder Verlinkung zu verzichten. Doch wie wir später sehen werden, bringt diese Logik die Kategorie der Kritik selbst in Gefahr.

Betrachten wir den Fall des US-amerikanischen Richters Richard Posner und seinen Vorschlag, Links auf Zeitungsartikel oder jegliches geschützte Material, die nicht vom Urheberrechts-Inhaber genehmigt sind, generell zu verbieten. Posner schreibt:

»Es kann nötig sein, das Urheberrecht auf die Blockierung des Onlinezugangs auf geschützte Inhalte ohne Genehmigung des Rechteinhabers, ebenso wie auf die Verlinkung auf geschütztes Material oder auf seine Paraphrasierung, auszuweiten, damit das Trittbrettfahren mit Inhalten, die von Online-Zeitungen finanziert werden, nicht den Anreiz erstickt, teure Strukturen der Nachrichtenerstellung zu schaffen, wodurch am Ende nur

23 | David A. Vise, *The Google Story*, New York, Pan Books, 2005, S. 37 (beide Zitate).

große Nachrichtendienste wie Reuters oder Associated Press als einzige professionelle, nichtstaatliche Informations- und Meinungsquellen übrig blieben.“²⁴

TechCrunch antwortete darauf:

»Es tut mir leid, Richter Posner, aber ich muss nicht nach Ihrer Erlaubnis fragen, um auf Ihren Blog-Eintrag oder einen Online-Zeitungsartikel zu verlinken. So funktioniert das Web eben. Wenn den Zeitungen das nicht gefällt, müssen sie ja auch nicht im Web erscheinen.«

Blogs und andere Websites übernehmen Inhalte aus Zeitungen, aber beteiligen sich nicht an den Kosten der Nachrichtenerstellung, sagt Posner. TechCrunch:

»Diese pauschale Aussage ist einfach nicht richtig. Immer mehr Blogs, einschließlich TechCrunch, betreiben ihre eigene Nachrichtenrecherche und beauftragen Autoren, über Geschehnisse zu berichten, auf eigene Kosten. Aber selbst wenn wir die Diskussion auf Cut&Paste-Sites eingrenzen, ist das Trittbrettfahrer-Argument nicht tragfähig. Man kann kein Trittbrettfahrer sein, wenn man einen Wert zurückgibt. Ein Link stellt als solcher einen Wert dar. [...] Woher, denkt Richter Posner, bekommen diese ganzen Zeitungs-Websites eigentlich ihre Leser? Hauptsächlich durch Links und nicht durch den direkten Traffic. Die Links zu löschen würde die Online-Leserschaft vieler Zeitungen dezimieren.«²⁵

Man muss den gegenwärtigen Bedeutungsverlust des Links als einen graduellen, unterschweligen, fast unsichtbaren Prozess betrachten. Zunächst einmal wurde durch die Suchmaschinen ihr Status gesenkt. Wir klicken nicht mehr von Seite zu Seite und benutzen die dortigen Links, um irgendwo hinzukommen, sondern nehmen gleich den Weg über die Suchanfrage. Wenn man weitergeht, kann man feststellen, dass die Suchmaschinen den Links gegenüber eine parasitäre Haltung haben. Die Maschinen sind die größten Nutznießer der Links, während gleichzeitig die Macht der Links erodiert. In der Untersuchung *Blogging for Engines* von Anne Helmond wird der Mechanismus treffend beschrieben: »Im Hintergrund findet aufgrund der Suchmaschinen ein zweiter Verlinkungsprozess statt. Die Blogger verlinken immer noch auf andere Blogger, aber verwenden auch viel Zeit und Mühe darauf, ihre Inhalte so zu formatieren, dass sie von den Suchmaschinen leicht verarbeitet werden können.«²⁶ Dies ist ein

24 | <http://www.becker-posner-blog.com/2009/06/the-future-of-newspapers-posner.html>

25 | www.techcrunch.com/2009/06/28/how-to-save-the-newspapers-vol-xii-outlaw-linking/

26 | www.annehelmond.nl/2008/09/23/blogging-for-engines-blogs-under-the-influence-of-software-engine-relations/

klares Beispiel für das Scheitern der verteilten Struktur der Links. Links fügen sich weder in Clay Shirky's Machtgesetze, noch leiden sie unter einer Tyrannie der Netzketten, wie sie Ulises Mejias beschreibt, sondern werden von Anfang an erzeugt, um das Blog in den Suchlisten nach oben zu schieben. Links zu produzieren ist nicht mehr nur ein Mittel, sondern wird zum Selbstzweck.

Dieser Prozess setzt sich fort in den ummauerten Gärten der Social-Networking-Plattformen, wo Linking durch Liking ersetzt wurde. Im April 2010 eingeführt, setzt der Like-Button von Facebook den jüngsten Standard in der Blog-Promotion. Die Idee ist, dass ein Blog-Eintrag auf Facebook »geteilt« wird. Der Like-Button ermöglicht Nutzern, Verbindungen zu anderen Seiten herzustellen, mit einem Klick Freunde an Inhalten teilhaben zu lassen und anderen eingeloggten Nutzern zu zeigen, welche Freunde die Seite schon »gemocht« haben. Es geht um die Politik des Netzverkehrs. Innerhalb der Sozialen Medien ist der Link reduziert auf eine Empfehlung von besuchten Inhalten, mit der klaren Zielvorstellung, dass man auf die Plattform zurückkehrt, etwas dazu äußert oder es zum Beispiel anderen weitergibt. Die Bewegung von Link zu Like als vorherrschender Web-Währung symbolisiert gleichzeitig eine Verschiebung in der Aufmerksamkeits-Ökonomie von der suchgesteuerten Navigation zum selbstreferentiellen bzw. geschlossenen Wohnen in den Sozialen Medien.²⁷

»NETIZENS« UND DER ANSTIEG DER EXTREMEN MEINUNGEN

Nach wohlergogenen Teilnehmern können wir im Web 2.0 lange suchen. Das Internet ist ein Nährboden für extreme Meinungen und Nutzer, die es darauf anlegen, Grenzen auszutesten. Wenn dieser virtuelle Raum angeblich eine Oase der Freiheit ist, dann schauen wir mal, was wir uns hier so leisten können. Diese Haltung verweigert einen echten Dialog, der uns schließlich zu der Kommunikationsutopie von Habermas zurückführen würde. Wir werden nie herausfinden, ob die Einzeler meist anonymer Autoren wahr sind. Kontinuierlicher Austausch findet woanders statt, in versteckteren, quasi-privaten Foren. Das öffentliche Internet hat sich in eine Kampfzone verwandelt, was den Erfolg der ummauerten Gärten wie Facebook und Twitter erklärt, die den aggressiven Anderen aussperren (oder zumindest diesen Eindruck machen, denn mit dem Aufkommen von Facebook-Stalkern, -Rüpfeln oder sogar -Killern kündigt sich das Vordringen des gewalttätigen Anderen auch in der hygienischen Sicherheit der Social-Media-Plattformen an). Das Web 2.0 gibt den Nutzern deshalb Tools zum Herausfiltern von Inhalten und anderen Nutzern zur Hand.

Obwohl es beim Web 1.0 auch abgeschlossene Bereiche gab, hatte man vom öffentlichen Internet zu dieser Zeit noch nicht den Eindruck einer toxischen

Umgebung. Die Idee des »Netzizen« ist eine Reaktion der mittleren neunziger Jahre auf die erste Welle von gewöhnlichen Usern, die sich im Netz breitmachten. Der ideale Netzbürger moderiert, kühlt heißlaufende Debatten herunter und reagiert auf freundliche und nicht-repressive Weise. Man dachte sich den Netzbürger als etwas Ähnliches wie einen »guten Polizisten« in einem Methadon-Programm. Er verkörpert die Idee eines Regierens von unten, ist kein Vertreter des Gesetzes und handelt wie ein persönlicher Ratgeber, ein Führer in einer neuen Welt. Der Netzbürger agiert im Geist eines guten Benehmens und gemeinsamer Bürgerschaft. Ähnlich wie beim neoliberalen Bürgertum werden die Nutzer aufgefordert, selbst soziale Verantwortung zu übernehmen – das Netz war explizit darauf ausgelegt, staatliche Regulierung draußen zu halten. Bis in die frühen neunziger Jahre, in der späten akademischen Phase des Netzes, konnte man davon ausgehen, dass alle User die Regeln (auch bekannt als Netiquette) kannten und sich entsprechend verhielten. Natürlich war das nicht immer der Fall (in den frühen Tagen des Usenets gab es gar keine Netzbürger, sondern jeder war pervers). Aber wenn ein Fehlverhalten bemerkt wurde, konnte die jeweilige Person zum Beispiel dazu gebracht werden, ihr Spammen oder Pöbeln einzustellen. Nach 1995, als das Internet für die allgemeine Öffentlichkeit zugänglich wurde, war das nicht mehr möglich. Mit dem rapiden Wachstum des World Wide Web und seinen einfach zu bedienenden Browsern konnte der Verhaltenskodex, den IT-Ingenieure und Wissenschaftler entwickelt hatten, nicht mehr vom einen zum nächsten Nutzer weitergegeben werden.

Zu dieser Zeit wurde das Netz als globales Medium gesehen, das durch nationale Gesetze kaum kontrollierbar war, und da lag man vielleicht nicht mal falsch. Der Cyberspace war außer Kontrolle, jedoch auf eine nette und unschuldige Art. Dass die Behörden eine Spezialeinheit direkt neben dem Büro des bayerischen Ministerpräsidenten einrichteten, um den bayerischen Teil des Internets zu überwachen, gab ein niedliches und etwas verzweifeltes Bild ab. Damals konnten wir uns über diese vorhersehbar deutsche Maßnahme gut amüsieren, doch 9/11 und der Dotcom-Crash ließen das Lachen verstummen. Ein Jahrzehnt später gibt es meterweise Gesetzesbände, ganze Polizeieinheiten, die sich nur mit Cyberkriminalität befassen, und ein komplettes Arsenal an Software-Tools, um das Nationale Web, wie es heute genannt wird, zu überwachen. Rückblickend übersehen wir leicht, dass der rationale Netzbürger eine libertäre Gestalt war, eine Figur des neoliberalen Zeitalters der Deregulierung. Trotzdem, er war erfunden worden, um auf Themen zu reagieren, die exponentiell gewachsen waren. Heutzutage werden sie im Rahmen von Unterrichtsprogrammen in Schulen oder breiterer Aufklärungskampagnen formuliert. Identitätsdiebstahl ist eine ernste Sache. Eltern und Lehrer müssen wissen, wie sie Cybermobbing unter Kindern erkennen und darauf reagieren können. Ähnlich wie in den mittleren neunziger Jahren haben wir immer noch das Problem der »Massifizierung«. Das Bild, das das Web 2.0 charakterisiert, müsste eine Daten-Visuali-

sierung seines Hyperwachstums sein. Die schiere Anzahl an Nutzern rund um den Globus und das Ausmaß, in dem sich die Leute auf das Internet einlassen, ist für Insider immer noch überwältigend, und viele glauben nicht mehr, dass die Internetgemeinschaft diese Themen selbst klären kann.

In Zeiten der globalen Rezession, eines wachsenden Nationalismus, ethnischer Spannung und der kollektiven Fixierung auf die Islamfrage werden die Kommentarkulturen im Web 2.0 für Medienaufsicht und Polizei zu einem ernstzunehmenden Thema. Blogs, Foren und Social-Network-Plattformen bieten ihren Nutzern die Möglichkeit, kurze Botschaften zu hinterlassen, und junge Leute entwickeln zu den (Nachrichten-)Ereignissen oft ausgesprochen heftige Reaktionen, die bis zu Todesdrohungen gegenüber Politikern und Prominenten gehen, ohne zu realisieren, was sie eigentlich tun. Die professionelle Kommentar-Überwachung erfordert inzwischen einen beträchtlichen Arbeitsaufwand. Um nur einige niederländische Beispiele zu nennen, Marokko.nl durchforstet täglich 50.000 Beiträge, und die rechtslastige Telegraaf-Nachrichtenseite erhält zu ihren ausgewählten Berichten pro Tag 15.000 Kommentare. Populistische Blogs wie Geen Stijl animieren derweil ihre Nutzer geradezu, extreme Positionen zu beziehen, eine bewährte Taktik, Aufmerksamkeit auf die Website zu ziehen. Während einige Sites interne Richtlinien haben, Todesdrohungen und beleidigende Inhalte zu löschen, ermuntern andere ihre Mitglieder sogar noch in diese Richtung, alles im Namen der freien Rede.

Die aktuelle Software lädt Nutzer zwar dazu ein, kurze Stellungnahmen abzugeben, bietet für andere oft aber keine Möglichkeit zu antworten. Das Web 2.0 war nicht dafür ausgelegt worden, Diskussionen mit tausenden von Beiträgen zu organisieren. Wo das Web auf Echtzeit schaltet, gibt es immer weniger Raum für Reflexion und stattdessen umso mehr Technologie für die Produktion von hitzköpfigem Geschwätz (ein Thema, auf das wir im »Traktat über die Kommentarkultur« zurückkommen werden). Die Back-Office-Software ist lediglich damit beschäftigt, »Reaktivität« zu messen: Anders ausgedrückt, so und so viele Nutzer waren da, so viele Meinungen und so wenig Diskussion. Diese Entwicklung bestärkt die Behörden natürlich darin, sich in die wenigen Online-Massengespräche, die es noch gibt, einzumischen. Kann (Interface-)Design für dieses in alle Richtungen wuchernde Hyperwachstum eine Lösung bieten? Wikipedia ist ein gutes Beispiel für ein Projekt, das erfolgreich eine kritische Masse aufrechterhalten hat, ohne in lauter Fragmente zu zerfallen. Doch auch auf Wikipedia gewinnen Bots eine wachsende Bedeutung bei der automatisierten Überwachung der Website. Bots arbeiten nur im Hintergrund, während sie ihre lautlose Aufgabe für ihren Meister erledigen. Wie können die User die Kontrolle zurückgewinnen und komplexe Threads nachvollziehen? Sollten sie ihre eigenen Bots trainieren und Anzeigetafeln installieren, um wieder einen Überblick à la Google Wave zu bekommen, oder sich einfach zurückziehen und wiederkehren, wenn das Problem gelöst ist?

Sloganize with Us:

Introvertiertes Einkaufen – Low-noise-Networking – Vereint euch im Selbstmanagement – Die Gesellschaft stilllegen – Freunde sind toxisch – Keine geistlose Aufregung mehr – Sei der erste, dem das nicht gefällt – Mahnmal für den Terror der Empfehlung – Für das Archiv arbeiten – Wahrnehmung minus MyReality – Ich habe Facebook verlassen. Ich bin kein Niemand – »PHP ist ungefähr so spannend wie deine Zahnbürste. Du benutzt es täglich, es erfüllt seine Aufgabe, es ist ein einfaches Hilfsmittel, wo ist das Problem? Wer würde was über Zahnbürsten lesen wollen?« (Rasmus Lerdorf, Erfinder von PHP) – Error, stellt Verbindung zu Funkopolis her – Jede Generation wird ihre eigenen Medien schaffen müssen (nach Marinetti) – Mobiler, sozialer Echtzeit-Bürgerkrieg – Traue nicht der Datenbank – Unbestimmte Organisationen – Meine Zeit ist wertvoller als deine – Ziel: scholastische Übertragungen bis 2010 um 10 Prozent reduzieren – Service-Sicherheit – Aus Fehlern lernen wird überbewertet – like.com ist von Google gekauft worden – »Ideen machen nicht reich. Die richtige Umsetzung von Ideen allerdings schon.« (Felix Dennis)

DER AUFSTIEG DER NATIONALEN WEBS

Während das »Digital Rights Management« durch Kopierkulturen wie die Peer-to-peer-Netzwerke in die Krise geraten ist, befinden sich die Kontrollmechanismen in den Nationalstaaten eindeutig im Aufwind. Bei Gesamtzahlen von etwa zwei Billionen Nutzern hat sich der Fokus von der »globalen Governance« auf die nationalen oder lokalen Ebenen des Geschehens verlagert. Die Leute achten auf das, was in ihrer unmittelbaren Umgebung passiert, eine Binsenweisheit, die man schon in den neunziger Jahren kannte; es hat nur eine Weile gedauert, auch einen Weg für ihre technische Umsetzung zu finden. Wenn 42,6 Prozent der Internetnutzer inzwischen aus Asien kommen, ist die transatlantische Ära vorbei. Im August 2008 wurde erstmals berichtet, dass die Anzahl chinesischer Nutzer die der US-amerikanischen übertroffen hat. Inzwischen ist nur noch 25 Prozent des Web-Inhalts englisch.

Der technische Hintergrund der nationalen Webs liegt in der Entwicklung von Tools zur Überwachung und Eingrenzung des IP-Bereichs (der einem Land zugewiesenen IP-Adressen). Diese geosensitiven Technologien können in zwei Richtungen eingesetzt werden. Einerseits blockieren sie (zum Beispiel in Norwegen, Großbritannien und Australien) den Zugang ausländischer Nutzer auf Online-Fernsehkanäle, deren Inhalte durch Steuergelder oder Fernsehgebühren finanziert sind, womit sie eine Ideologie des kulturellen Nationalismus wieder auflieben lassen. Aus ähnlichen Gründen wird ebenfalls der Zugang zu Websites öffentlicher Bibliotheken, auf denen sich copyrightgeschütztes kultu-

relles Erbe befindet, eingeschränkt. Andererseits können Bürger, die innerhalb der geotechnischen Grenzen eines Landes leben, auch daran gehindert werden, ausländische Websites zu besuchen (Festlandchinesen haben zum Beispiel keinen Zugang zu YouTube, Facebook oder Twitter). Jüngst hat China seine nationale (mit Hilfe zahlreicher westlicher IT-Firmen entwickelte) Firewall-Technologie sogar nach Sri Lanka exportiert, wo sie nun »feindliche Websites« von ins Exil gegangenen tamilischen Tiger-Gruppen blockiert. Während China in seiner Haltung früher als rückschrittliche Ausnahme galt, wird diese nun zur Norm, selbst in OECD-Ländern, die behaupten, die Internetfreiheit zu unterstützen.

Kulturell ist die Sprache das Hauptvehikel, um diese »nationalen Webs« zu schaffen. Sehr wichtig für diesen Prozess war die Entwicklung eines Systems mit der Bezeichnung Unicode, ein Protokoll, das allen Symbolen in jeder Sprache der Welt einen eigenen Code zuweist. Unicode ermöglicht es, Symbole vieler wichtiger Sprachen zu lesen und zu schreiben. Die Software hinkt diesen Lokalisierungsbemühungen jedoch hinterher. Es gibt immer noch Fälle älterer Webbrowser und Betriebssysteme, die einige japanische und Hindi-Buchstaben nicht darstellen können. An einem bestimmten Punkt begann Blogger.com, sich an der Entwicklung einer speziellen Software zu beteiligen, die das Bloggen in Hindi ermöglichte. Mit der Zeit hat die Blogkultur so angefangen, eigene nationale Charakteristiken auszubilden, worauf ich im Blog-Kapitel dieses Buchs näher eingehen. Google ist, nachdem es auf dem ganzen afrikanischen Kontinent Büros eröffnet hat, immer noch mit der Anpassung der Google-Suchmaschine an die jeweiligen afrikanischen Sprachen beschäftigt. Inzwischen ist es schon möglich, Mandarin-Buchstaben in die URL einzusetzen, und wir werden vielleicht schon bald erleben, dass Programme nicht mehr nur in Englisch geschrieben werden.

Politisch gesehen ist der Aufstieg der nationalen Webs jedoch ambivalent. Während die Kommunikation in der eigenen Sprache gegenüber der Beschränkung von Tastaturen und Domainnamen auf die lateinischen Schriftzeichen als Befreiung erscheint und auch nötig ist, um die verbliebenen 80 Prozent der Weltbevölkerung ins Netz zu bringen, bedeuten die neuen digitalen Umgrenzungen auch eine direkte Bedrohung für den freien und offenen Austausch, den das Internet einmal hervorbrachte. National definierte Räume erlauben Geheimdiensten, die Telekommunikation innerhalb staatlicher Grenzen genau zu überwachen. Wie ich im Kapitel über die Organisation von Netzwerken darstelle, nutzen autoritäre Regimes wie der Iran das Web zunehmend taktisch, um gegen die Opposition vorzugehen, und erinnern uns daran, dass das »arglose« Internet nur schwerlich als revolutionäres Werkzeug taugt. Allen Voraussagen zum Trotz funktioniert die mit dem westlichen Fachwissen von Cisco²⁸ erbaute Große Chinesische Firewall bei der Abwehr unerwünschter Inhalte und der bei-

spiellosen Überwachung der eigenen Bevölkerung bemerkenswert gut. Dieser Erfolg zeigt, dass Macht heute nicht mehr absolut, sondern dynamisch ist und sich auf die Kontrolle der gesamten Bevölkerung ausrichtet. Cyber-Dissidenten, die mit ihren eigenen Proxy-Servern die Mauer zu umgehen versuchen, bleiben, solange sie ihre Meme nicht in einen größeren sozialen Kontext transportieren können, marginal. Wenn es Proteste und Aufstände gibt (und davon gibt es viele), scheinen sie aus dem Nichts zu kommen, erreichen kurz eine unglaubliche Intensität und verschwinden dann wieder, um noch eben eine »planetarische Schockwelle durch die Netzwerke [zu] schicken«.²⁹ Wie es im Jargon heißt: Egal wie groß und mit welchem Ziel, es geht nur um Gouvernementalität. Wie beherrscht man Komplexität? Der einzige Weg, diesem administrativen Ansatz entgegenzutreten, liegt darin, sich zu organisieren: Soziale Veränderung läuft nicht mehr über die Techno-Kriegsführung von Filtern und Gegen-Filtern, sondern ist eine Frage organisierter Netzwerke, die einen Marathon von Ereignissen in Bewegung setzen.

WARTEN AUF DIE NETZWERKTHEORIE

Diese Gedanken und die folgenden Kapitel gehören zu einem »Netzkritik«-Projekt, dem es darum geht, nachhaltige Konzepte zu entwickeln. Ein eigenes Kapitel »Abhandlung der Internetkritik«, das auf frühere Überlegungen in meinem Buch *My First Recession* von 2003 zurückgeht, widmet sich dem aktuellen Stand dieses im Aufbau befindlichen Genres. Als vorangegangene Beispiele können die Konzepte der Souveränen Medien, Organisierten Netzwerke, Verteilten Ästhetik und – als bekanntestem – der Taktischen Medien gelten. Die Überlegung hierbei ist, dass mit der Verwendung von Konzepten als einzelnen Bausteinen, die in endlosen Dialogen und Diskussionen zusammengesetzt werden, die gemeinsamen Anstrengungen letztlich in eine umfassende materialistische (an Hard- und Software orientierte) und affektbezogene Theorie münden. Dies hat bislang in einem großen Rahmen noch nicht stattgefunden, aber vielleicht sollten wir einfach einen Gang runterschalten, uns entspannen und Geduld haben.

Als die wissenschaftliche Netzwerktheorie auftauchte, wurde sie von Forschern aller Disziplinen erwartungsvoll aufgegriffen, denn ihre übergreifenden Generalisierungen schienen genau das anzubieten, worauf Analytiker der »Sozialphysik« der Netzwerkgesellschaft lange gewartet hatten. Aufgrund seiner allzu humanen Perspektive und eines mangelnden Interesses an Technik erwies sich der soziologische Fokus bei der Analyse der interpersonellen Dynamik sozialer Netzwerke aber als ungeeignet, den Widersprüchen der Netz-

²⁹ | »The Invisible Committee«, *The Coming Insurrection*, Los Angeles: Semiotext(e), 2009, S. 131.

werkgesellschaft gerecht werden zu können. Das Ergebnis ist eine nachlassende Begeisterung für allgemeine Netzwerktheorien, die nur ein Einheitsmodell bieten, was übrigens auch für die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) gilt. Wenn wir die Nutzung von Netzwerken durch große Institutionen oder durch Bots als Beispiel für autonomes Softwareverhalten studieren wollen, kann die ANT vielleicht sinnvoll sein. Aber was, wenn wir den Bereich der Webästhetik oder der Politik der Sozialen Medien betrachten? Online-Subjektivitäten? Großes Schweigen. Während »Internet-Studien«, wie sie von der AoIR, der Association of Internet Researchers, betrieben werden, sich auf soziologische Methoden verlassen, wird das Fehlen eines größeren geisteswissenschaftlichen Projekts in diesem Feld umso offensichtlicher. Wie ich im Kapitel »Medienwissenschaften: Diagnose einer gescheiterten Fusion« darlege, ist es Zeit, nach Elementen zu suchen, die zu einer Netzwerktheorie jenseits der identitätsfixierten Cultural Studies und des ethnografischen oder quantitativen sozialwissenschaftlichen Ansatzes führen können. Was wir benötigen, sind spannende kritische Konzepte, die als stabile Meme überleben und sich in sozio-technische Regeln verwandeln werden.

Wenn man die internetspezifische Theorieentwicklung betrachtet, sieht man, dass der Forschungsgegenstand von virtuellen Gemeinschaften (Rheingold), einem Raum von Flüssen (Castells), Smart Mobs (wieder Rheingold), schwachen Bindungen und Umschlagpunkten (Gladwell), Crowdsourcing, Partizipationskultur (Jenkins) und Weisheit der Mengen (Surowiecki) zu allgemeinen Labels wie Web 2.0 (O'Reilly) und Soziale Medien erstarrte. Oft beschreiben diese Theorien einleuchtend, wie Netzwerke sich herausbilden, wachsen, und welche Form und Größe sie annehmen, aber sie schweigen dazu, wie sie in die Gesellschaft eingebettet werden und welche Konflikte daraus entstehen.

Warum gibt es nach gut zwei Jahrzehnten noch keine (allgemeine) »Internettheorie«? Sind wir alle schuld daran? Wir brauchen eine zeitgemäße Netzwerktheorie, die die schnellen Veränderungen reflektiert und die kritischen und kulturellen Implikationen der technischen Medien ernst nimmt. Im Moment steht in der Theorie immer noch eine wissenschaftlich ausgerichtete »einheitliche Netzwerktheorie«, um die Diktion von Albert-László Barabási zu paraphrasieren, im Vordergrund. Aber man kann Leistungsfähigkeit und Wachstumsmuster nicht einfach nur als pseudo-natürliche Phänomene untersuchen. Die Hoffnung ist: Wir können gegen die mathematischen Formen von Netzwerken revoltieren. Die Geisteswissenschaften sollten mehr leisten, als nur die Zeiten zu beschreiben, in denen wir gerade leben. Wir können vorzeitige Aphorismen mit Planungen zukünftiger Szenarien verknüpfen, spekulatives Denken mit Datenjournalismus und Computerprogrammierung mit visuellen Studien. Das übergreifende Ziel ist, einen spekulativen Futurismus zu entfachen und singulären Ausdrucksformen mehr Gewicht zu geben als institutionellen Machtspielen. Viele wollen wissen, wie Netzwerke »Vertrauen« garantieren können,

während sie offen, flach und demokratisch bleiben. Wie kann man den rapide sich entwickelnden Machtzentren entgegensteuern? Wenn Netzwerke in ihrer Natur so verteilt und dezentralisiert sind, warum widersetzt man sich dann nicht den Ökonomien der Größe, durch die Google und Facebook hervorgebracht werden? Die Lösung mag in dem Konzept der organisierten Netzwerke liegen, das in *Zero Comments* eingeführt wurde und nun Fallstudien hervorbringt, die im letzten Kapitel dargestellt werden. In jedem Fall ist der »grobe Konsens« verschwunden.³⁰ Bist Du bereit für das Konflikt-Zeitalter?

30 | Eine Referenz auf die berühmte Formel der Internet Engineering Taskforce, die Teil ihrer Glaubensgrundsätze ist und in ihrem »tao«-Dokument so beschrieben wird: »Die IETF gründet sich auf die Überzeugungen ihrer Mitglieder.« Einer dieser Glaubensgrundsätze wird in einem frühen Zitat über die IETF von David Clark zum Ausdruck gebracht: »Wir lehnen Könige, Präsidenten und Wahlen ab. Wir vertrauen auf groben Konsens und das Ausführen des Codes.« Ein anderes frühes Zitat, das zu einem allgemeinen Glaubenssatz in der IETF geworden ist, stammt von Jon Postel: »Sei konservativ bei dem, was du versendest, und liberal bei dem, was du annimmst.« www.ietf.org/tao.html